



Täuschungsarten

Malcolms Hund

November 2024

Malcolms Hund

Ein Plädoyer für gedankenloses Denken

Ich habe jedenfalls einmal einen Hund gesehen,
der sein Bellen so sehr einer Fanfare angeglichen hatte,
dass er alle Wechsel der Tonhöhe und des Tempos
nachahmte, wie beliebig und unvorhersehbar
sie auch verbreitet oder hervorgebracht wurden.
Pierre Gassendi*

Wenn ein Hund sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen. Diese Parodie wäre gar nicht so schlecht, wenn wir den parodierten Löwen kennen würden. Von ihm sagte Wittgenstein einmal dasselbe.** Wir verstehen den sprechenden Löwen nicht, doch das liegt nicht an der fremden Sprache. Den Grund finden wir im Kontext der Lebensform. Die Art und Weise, in der wir leben, ist von der eines Löwen derart verschieden, dass wir uns in ihr nicht wiederfinden würden. Mit den Worten Wittgensteins: *Wir können uns nicht in sie finden.****

Nach Norman Malcolm, einem Schüler und Freund Wittgensteins, würden wir von seinem Hund, einem Airedale Terrier, geradezu das Gegenteil behaupten. *Wir verstehen ihn, auch wenn er nicht sprechen kann.* Malcolms Hund ist ebenso wie Wittgensteins Löwe in der Philosophie des Geistes gelandet, nur leider nicht in unmittelbarer Nachbarschaft. Den Löwen finden wir in Richtung eines trennenden und getrennten Geistes, romantisch gesagt, eines „Geists der Entzweiung“. Dieser teilt sich anhand diverser Schemen sprachlicher und kultureller Art in die immer kleiner werdenden Por-

* Aus den *Einwänden und Erwiderungen* zu: René Descartes, *Meditationen*. Hamburg 2009, 277.

** Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*. In ders.: *Tractatus logico-philosophicus*, Werkausgabe Band I. Frankfurt am Main 1984, 568.

*** Ebd. Denken wir bei Wittgensteins Löwen lieber nicht an die Löwenfamilie, die uns ein Dokumentarfilm mit den Vornamen der Löwenmütter und -babys näherzubringen versucht.

tionen auf, die alles in allem für Un- und Missverständnis sorgen. Den Hund finden wir geradezu in der entgegengesetzten Richtung, bei dem gemeinsamen Geist, einem Geist der Tiere, der weit über unser individuelles und menschliches Selbstverständnis hinausreicht.

Malcolms Hund ist durch ein Beispiel bekannt, welches uns – die wir mit Malcolm gemeinsam die Szene vom Fenster aus beobachten – zeigt, dass er ein denkendes Wesen ist. Nicht zufällig ist diese Szene eine Täuschungsszene. Wenn wir sagen, dass der Hund sich täuscht, sagen wir damit so viel wie, dass er denkt. Einem solchen Denken hätte Wittgenstein vielleicht zugestimmt, im Gegensatz zu Descartes, der (stellvertretend für unsere cartesianischen Kontrahenten) das Denken nur jenen Lebewesen vorbehält, die gleich uns auch sprechen können.

Nehmen wir einmal an, unser Hund jage die Nachbarskatze. Diese rast mit Volldampf auf eine Eiche zu, schwenkt im letzten Moment plötzlich ab und verschwindet auf einem nahen Ahorn. Der Hund sieht dieses Manöver nicht und stellt sich, bei der Eiche angekommen, auf die Hinterbeine, kratzt mit den Pfoten am Stamm, als wollte er hochklettern, und bellt aufgeregt zu den Ästen hoch. Wir, die wir die Episode vom Fenster aus beobachten, sagen: „Er denkt, die Katze sei diese Eiche hochgeklettert.“ Wir sagen „denkt“, weil er den falschen Baum hinaufbellt.*

Das also sagen wir, und darauf kommt es Malcolm an, wenn er die Täuschungsszene mithilfe der *Alltagssprache* erläutert und analysiert. Gleich, um welche Sprache es sich dabei handelt, und gleich auch, wie der Alltag beschaffen ist – beides mag für jeden von uns so verschieden sein wie Hund und Katze, Schoßhund und Großkatze –, es soll die Sprache sein, in der wir uns selbst einen Irrtum zuschreiben, oder eben ein Denken, welches irgendwie falsch ist. Die Frage ist, in welcher Weise falsch? Einen Teil der Antwort gibt es schon:

* Norman Malcolm, *Gedankenlose Tiere*, in: Dominik Perler, Markus Wild, *Der Geist der Tiere*. Frankfurt am Main 2005, 86. Selten oder gar nicht kommentiert wird das Manöver der Katze, mit dem sie die Täuschung des Hundes, der wir auf der Spur sind, schon etwas früher im Sinn zu haben scheint.

Um welche Art von Irrtum es sich auch handelt, sie muss Malcolms Hund entsprechen.*

Der Hund denkt, sagen wir, aber nicht, *der Hund hat einen Gedanken*. Diese Unterscheidung, die Malcolm in der Alltagssprache findet, findet er nicht bei Descartes, für den *Denken* und *Gedanken haben* scheinbar dasselbe ist. Auf den Unterschied zwischen Denken und Gedanken kommt es bei dem gedankenlosen Denken natürlich an, das wir Malcolms Hund zuschreiben. Wenn wir ihm damit zugleich den Gedanken zuschreiben, dass die Katze die Eiche hochgeklettert ist, dann überschreiten wir damit eine Grenze, an der, wie Malcolm Descartes gegenüber einräumt, die Sprache beginnt. Mit der einen Beziehung des Habens, die dem Gedanken so unauffällig eingeschrieben ist, dass sie uns kaum auffällt, setzen wir eine Menge anderer Beziehungen voraus. Malcolms Hund müsste den Gedanken, den wir ihm mit unserem Satz – *die Katze ist die Eiche hochgeklettert* – zuschreiben, auch erfassen, erwägen oder auch verwerfen können, ihm zustimmen oder ihn ablehnen.

* Oder umgekehrt: Malcolms Hund muss ihr entsprechen? Entspricht das Beispiel dem Muster, dann entspricht wohl umgekehrt auch das Muster dem Beispiel. Dennoch ist die eine Entsprechung nicht dasselbe wie die andere, wie vor allem der Irrtum zeigt. Die „Fehlentsprechung“ läuft in der einen und anderen Richtung auf das direkte Gegenteil hinaus. In der einen verfälscht sie das Beispiel, in der anderen das Muster.

Wir kennen das Beispiel, Malcolms Hund, aber nicht das Muster, das heißt die Art, in der er sich täuscht. Demnach können wir die Frage, was wem entsprechen soll, auch auf sich beruhen lassen und einen anderen Weg einschlagen. Wir ernennen das Beispiel zum Muster und stellen es „hiermit“ wie ein Ausstellungsobjekt auf das Podest. Auf den feierlichen Akt der Ernennung folgt das Tagesgeschäft. Wir sammeln verschiedene Beispiele, um rund um unser Muster ein Ensemble zu bilden, das dem Muster eine schärfere Kontur verleiht. Mit der Verschiedenheit und Unähnlichkeit der Beispiele tritt die Ähnlichkeit erst zutage, auf die es im Vergleich von Muster und Beispiel ankommt. Dieser Prozess ist zugegeben ein oft rhetorisch durchwirktes, oft manipulatives Hin und Her. Zugunsten der Entsprechung werden Beispiele teils einander angeglichen, teils verworfen, und auch am Muster wird gefeilt, so als würde das ausgestellte Kunstwerk heimlich wieder zurück ins Atelier geholt, wo es ausgebessert, nachkorrigiert oder „renoviert“ wird. Auch wenn diese Methode am Ende zu nichts führt, so sehe ich darin doch einen für mich gangbaren Weg. Als Quelle verweise ich auf die *simply Verfahren* von John Langshaw Austin aus dem Aufsatz *Wie man spricht*, nachzulesen in seinen *Gesammelten philosophischen Aufsätzen* (Stuttgart 1986, 175–200).

Die Unterscheidung von Denken und Gedanken versteht sich nicht von selbst. Denken fällt uns für gewöhnlich nur auf, wenn es in einem Gedanken resultiert. Nicht jedes Denken kann jedoch derart sein, dass wir darauf in Form eines Gedankens zurückkommen. Manchmal oder auch oft denken wir ohne Replik, also ohne zu denken, dass wir gedacht haben oder was wir gedacht haben. Infolgedessen könnten auch wir uns täuschen, ohne uns einen Gedanken zuzuschreiben, der falsch wäre.

Wie Malcolms weitere Beispiele zeigen, sollten wir seinen Hund nicht mit uns vergleichen, sondern umgekehrt, uns mit ihm. Statt ihn auf das Podest zu stellen, auf dem wir uns als sprachbegabte Lebewesen auszeichnen, holt uns Malcolms Hund wieder zurück auf den Boden eines gedankenlosen Denkens, auf dem wir zu denken begonnen haben. Darin können wir uns nicht ohne weiteres wiederfinden. Viel näher liegt uns die Vorstellung, dass das Denken ein innerer Monolog ist, der das Bewusstsein dessen, was wir tun und was um uns herum geschieht, ständig begleitet und zeitgleich kommentiert. Dem wäre einiges entgegenzusetzen: uns fehlen die Worte, viele unserer Worte beziehen die Umgebung sowie ein Vorher und ein Nachher ein, wie zum Beispiel „hinterherjagen“ oder „hochklettern“. Zu diesen verbalen Bedenken, die sich vielleicht mit einer noch unerforschten Sprache des Geistes ausräumen ließen,* kommt hinzu, dass unser Bewusstsein weit mehr umfasst als das, dessen wir uns bewusst sind.

In diese Richtung weisen auch die weiteren Beispiele, die unser eigenes gedankenloses Denken betreffen. Wir stehen mit einem Freund vor seinem Auto, und er kramt, in unser Gespräch vertieft, in seiner Hosentasche nach dem Autoschlüssel. Wir, die wir diese Szene beobachten, würden sagen, dass er denkt, in seiner Hosentasche wäre der Autoschlüssel. Auf den ersten Blick wäre es gar nicht so verkehrt, ihm auch den entsprechenden Gedanken zuzuschreiben. Im Unterschied zu Malcolms Hund ist unser Freund ein sprachliches Lebewesen, das auf das eigene Tun und Lassen reflektieren kann. Nachträglich, wie vielleicht nicht extra dazugesagt werden muss, denn Reflexion braucht ebenso wie Sprache etwas Zeit und auch einen Grund. Von uns zum Beispiel darauf aufmerksam

* Einen Namen dafür haben wir schon, das „Mentalesische“.

gemacht, oder weil sich der Autoschlüssel trotz langen Herumkramens in der Hosentasche nicht findet, würde er den entsprechenden Gedanken selbst bilden. *Ich dachte, dass der Autoschlüssel in meiner Hosentasche ist.* Und er findet diesen Gedanken ebenso selbst falsch wie er ihn auch selbst gebildet hat. Das bedeutet nicht, dass er ihn schon zum Zeitpunkt des Herumkramens gebildet oder in Betracht gezogen hatte.

Die Nachträglichkeit des Gedankens gegenüber dem Denken verleitet uns wahrscheinlich auch zu der monologischen Vorstellung, nach der Denken stets Sprache voraussetzt. Das zweite Beispiel Malcolms betrifft weniger das Tun als das Sehen. Während wir das Eine zu tun glauben, tun wir vieles Anderes; während wir das Eine zu sehen glauben, sehen wir vieles Anderes. So könnten wir etwa gefragt werden, ob wir Kaspar gesehen hätten. Der Variation des Beispiels zuliebe nehmen wir an, dass ich tatsächlich gefragt werde. Auf Nachfrage wird mir gesagt, wie Kaspar aussieht, wo und wann ich ihn gesehen haben soll. Nachdem ich gründlich nachgedacht habe, glaube ich tatsächlich, Kaspar gesehen zu haben. Er war es, den Malcolms Hund aus dem Garten gejagt hatte.

In diesem Beispiel kommt es darauf an, dass ich, als wir am Fenster standen, nicht den Gedanken hatte, den ich mir nachträglich (durch Nachdenken) zuschreibe, und das, wie ich glaube, auch zurecht. Es wäre hingegen falsch, mir diesen Gedanken, statt nachträglich, schon zu jenem Zeitpunkt zuzuschreiben, zu dem wir gemeinsam aus dem Fenster geschaut haben. Da dachte ich nicht daran, dass die Katze Kaspar ist, oder dass sie dem Nachbarn gehört. Ich wusste weder, dass die Katze „Kaspar“ heißt, noch dass sie dem Nachbarn gehört. Jemand, der das weiß, und der mich am Fenster hinter dem Fenster beobachtet, könnte mich dennoch so beschreiben, dass ich wohl denke, Malcolms Hund jage Kaspar hinterher. Solange mir nicht zugleich der entsprechende Gedanke zugeschrieben wird, ist diese Zuschreibung nicht falsch. Ähnlich verwenden wir in der Beschreibung des Denkens von Malcolms Hund auch Namen oder Worte wie „Eiche“ und „Nachbarskatze“, mit denen er nichts anfangen kann. Nach der Argumentation, der das Beispiel dient, sollte er mit diesen Worten auch dann nichts anfangen können, wenn er sprechen könnte wie wir.

Angenommen, ein gedankenloses Denken, mit dem wir unseren Geist mit dem eines Tieres oder Haustieres vergleichen dürfen, steht soweit außer Frage. Umso merkwürdiger muss uns dann die Frage vorkommen, wie es dann möglich ist, sich in einem solchen Denken zu täuschen. Wenn dieses Denken einen Fehler macht, welcher Art könnte er sein? Wir kennen das Täuschungsmuster vorerst nur von dem einen Beispiel her, in dem Malcolms Hund irrtümlich einen Baum anbellt, den *falschen* Baum, wie Malcolm sagt. Mit seinem Irrtum muss der Hund, den wir zu verstehen glaubten, uns mehr befremden als uns recht sein kann. Er wird seinen Irrtum nie bemerken, seinen Fehler niemals einsehen, da ihm dazu der entsprechende falsche Gedanke fehlt.

Zudem betrifft sein Irrtum uns selbst. Eher selten oder nur, wenn es notwendig ist, kommen wir hinterher mit einem reflexiven Akt des Gedankenbildens auf ein Denken zurück, welches falsch ist. Ist es dann nicht mehr als wahrscheinlich, dass unser Denken weit öfter falsch ist, als wir glauben? Anstelle eines gemeinsamen Geistes macht sich ein Skeptizismus breit, der auch die unterstellte Entsprechung von Denken und Gedanken angreift. Wir kommen *jetzt* zum Beispiel erst auf ein Denken zurück, welches schon vor zwei Minuten *falsch war*. Dazu bildeten wir soeben einen Gedanken, welcher *falsch ist*. Bevor er gebildet wurde, konnte er nicht falsch sein. Er ist es erst, wenn das falsche Denken fertig ist, wenn ein Abstand dazu gewonnen wurde, der womöglich ebenso groß ist wie der zwischen uns, die wir am Fenster standen, und dem Denken des Hundes, den wir beobachteten.

Der gemeinsame Geist kommt nun irgendwie durch die falsche Tür herein. Rätselhaft an dem Irrtum, den Malcolms Hund begeht, ist ja nicht, dass wir ihn an seiner Stelle erst nachträglich bemerken – darin unterscheidet er sich kaum von jeder anderen Art des Irrtums. Rätselhaft ist, wie wir ihn im eigenen gedankenlosen Denken überhaupt bemerken. Den inneren Monolog haben wir zugunsten des gemeinsamen Geistes ausgeschieden. Jetzt fehlt er, nur um uns selbst zu verstehen.*

* Es beunruhigt weniger, dass der Text fremd ist, der zu interpretieren oder zu übersetzen ist, als dass er fehlt.

Wir sind, fürchte ich, seit einigen Absätzen, vielleicht seit Kaspar, auf dem falschen Dampfer. Ein anderes Beispiel hilft weiter. Es findet sich im Umkreis der Lebensform, am Lebensteppich, in den verschiedene Muster eingewebt sind. Unter diesen Mustern befindet sich der Kummer, Freude und Zorn, Überraschung oder Enttäuschung, sowie in verschiedenen Variationen auch der Glaube, der mit diesen und anderen Mustern verknüpft ist.

Der Hund glaubt, sein Herr sei an der Tür. Aber kann er auch glauben, sein Herr werde übermorgen kommen?*

Es ist Wittgensteins Hund, wenn ich ihn so nennen darf, der dem gemeinsamen Geist gewisse Restriktionen auferlegt. Glaubte er, um das Beispiel weiterzuführen, sein Herr sei gestern oder vorgestern gekommen? Glaubte er, falls es Malcolms Hund ist, ein Philosoph sei an der Tür? Glaubte er, sein Herr, auf den er nun schon seit Monaten wartet, wäre noch am Leben, oder glaubte er nur, er werde kommen – oder wiederkommen? Etwa so, wie er früher gekommen ist?

Mit derlei Fragen zeichnet sich ein bestimmtes Muster des Glaubens oder des Denkens ab, das wir dem Hund zuschreiben und anhand von dem wir ihn verstehen. In seinem Lebensteppich – der abgegrenzten Lebensform vielleicht nur des einen Hundes, den wir zu verstehen suchen – nimmt das Muster die vakante Stelle des inneren Monologs ein. Dazu ein ganz anderes Beispiel. Ich warte beim Zahnarzt auf die Behandlung. Nach einiger Zeit – gefühlte Stunden – kommt neben Ungeduld und Langeweile auch Hunger auf: Ich greife in die Tasche und beiße in eine Semmel. Das war ein Fehler, wie ich sogleich bemerke, und ich denke, es war auch gedankenlos. Wer mich „vom Fenster aus“ beobachtet, bemerkt den Fehler wahrscheinlich etwas früher als ich. Mein Griff zur Semmel wird nicht nur für gedankenlos gehalten, sondern, da ich nur ein Mensch bin, bar jeden Denkens. Darum werde ich auch ganz entgeistert angesehen. Ich jedoch habe es nicht nur denkend getan, wie Malcolms Hund, sondern in dem Gedanken, *dass ich jetzt in die Semmel beiße*. Darauf habe ich mich gefreut, also die für jenen Gedanken notwendige Einstellung gehabt.

* Wittgenstein 1984, 489.

In diesem Beispiel hängt die Gedankenlosigkeit nicht vom Fehlen eines Gedankens ab, sondern umgekehrt davon, dass es einen Gedanken gibt, der durchgestrichen oder ausgelöscht wird. Das kann, muss aber nicht, wie es im Wartezimmer der Fall war, mit einem anderen Gedanken geschehen. Der Fehler, den ich hier gemacht habe, bricht die Intention ab, die Absicht, mit geputzten Zähnen auf die Behandlung zu warten. Dem kam die Semmel in die Quere. Die Intention, mit der ich im Wartezimmer gesessen bin, lässt sich mit einem Phrasierungsbogen vergleichen, der einem bestimmten Muster folgt. Ich habe den Bogen irrtümlich unterbrochen, also nur zu einem Teil das Muster ausgeführt, das in meinen Lebensteppich mitsamt Wartezimmer eingewebt ist. * Im Vergleich mit ihm ist es falsch, auf die Zahnbehandlung so – mit der Semmel im Mund – zu warten wie ich es getan habe.

Unterbrechung ist der eine Fehler, Überdehnung der andere. Sie verfälscht den Bogen der Phrasierung, mit dem ein Handlungsmuster ausgeführt wird, dadurch, dass die Handlung teils beendet, teils jedoch darüber hinaus weitergeführt wird – über das Maß hinaus, wie man sagen könnte, sei es aus „blinder“ Gewohnheit oder Gier. Wittgensteins Beispiel vom Kartoffelschälen ist bekannt. Nachdem er (vermutlich in der Kombüse eines Dampfers) stundenlang mit dem Schälen von Kartoffeln beschäftigt war, war er geneigt, wie er sagt, ein philosophisches Problem in der gleichen Weise zu lösen, das heißt, es zu schälen wie eine Kartoffel. Das klingt vielleicht gar nicht so verkehrt – nicht jedenfalls im Vergleich zu dem, was mir einmal geschehen ist. Als ich stunden- und tagelang eine Tätigkeit ausübte, die ich erst erlernen musste, fing ich an, eine Metapher daraus zu machen. Zum Glück war auch das nur eine Neigung. Ich verputzte nämlich Löcher an der Wand eines Kellertheaters, und abends, als ich heimging, wollte ich die Vertiefungen in den Gesichtern der Passanten gleichfalls verputzen, mit Spachtelmasse anwerfen und glattstreichen. Den Impuls dazu spürte ich schon in den Handgelenken.

* Nur um meinen Beobachtern zu widersprechen, könnte ich natürlich auch das Gegenteil behaupten: *jetzt reicht es aber* ... Damit lege ich das Handlungsmuster des Wartens zumindest im gespielten Affekt beiseite.

Da ich schon dabei bin.* Als ich vor rund dreißig Jahren nichtsahnend den Umgang mit einem Computer erlernen wollte, hat sich mir die Löschfunktion – ein Knopfdruck: *delete* – derart eingeprägt, dass ich sie andernorts, am Weg zur Post etwa, ebenso ausführen wollte. Ein Hindernis wie etwa eine Bananenschale: Löschen, ein Hundedreck: Löschen, ein Passant ... Vom Rückgängigmachen – *undo* – könnte ich Bände erzählen.

Zurück zu Malcolms Hund. Sein Beispiel gehört hierher, zur Imitation eines Handlungsmusters, wie es in dem Fall die Jagd ist. Dabei kann er offenbar von der „Intention“, die Katze zu jagen, nicht lassen, auch wenn er die Spur von ihr schon verloren hat. Die Verfolgung einer Spur, das ist das leicht wiedererkennbare Muster, das in seinen Lebensteppich eingewebt ist. Er bricht den Phrasierungsbogen nicht ab, sondern führt ihn „mit Volldampf“, wie Malcolm sagt, fort, also über das Maß hinaus fort. Dabei hatte er die Katze schon verjagt, das Ziel also schon erreicht (er sollte sie nur jagen oder verjagen, nicht fangen, beißen oder gar fressen). Der Unterschied zu uns, die wir die Szene vom Fenster aus beobachten, besteht so gesehen weniger in der Sprache und den Gedanken. Wir haben das verfälschte Muster vor Augen, er nicht. Wir haben die Wahl, mitunter auch die Absicht, gewählte Muster zu verfälschen. Von ihm nehmen wir hingegen an, dass er mit seinen Mustern, die teils auch die unseren sind, auf Gedeih und Verderb leben muss.**

Der Unterschied – ein Muster kennen, ihm ausgeliefert sein – betrifft aber nicht den gemeinsamen Geist, wie ein anderer, der erste Philosophenhund zeigt, der gegen Descartes und den cartesianischen Geist ins Feld geführt wurde. Es ist Gassendis Hund. In seinen *Einwänden und Erwidern* auf die *Meditationen* von René Descartes traut Pierre Gassendi seinem Hund beinahe alles zu, was den cartesianischen Geist gegenüber dem „Automatismus“ einer tierischen Lebensform auszeichnen und abgrenzen sollte. Der Hund kann wählen (wenn auch aus einem Antrieb heraus, den Gassendi uns Menschen gleichfalls zuschreibt), schlussfolgern und sprechen,

* Zuerst war ich noch am falschen Dampfer, jetzt bin ich selbst der Dampfer: Dampfplauderer, wie meine Großmutter immer gesagt hat.

** Ein zweifelhafter Topos der Anthropologie, der vor etwa hundert Jahren noch ziemlich unumstritten war.

nur eben anders als ein Mensch, *denn*, wie Gassendi unermüdlich wiederholt, *er ist ein Hund, nicht ein Mensch*.

Diese Passagen sind in der Hartnäckigkeit, in der sie den Geist der Tiere beschwören, auch für jemanden wie mich, der Hunde nicht besonders mag,* bewundernswert. Als Gipfel der tierischen Geisteskraft stellt Gassendi die Kunst der Nachahmung hin (mit einem Satz, den ich diesem Aufsatz als Motto vorangestellt habe). Sein Hund ahmt die Fanfare nach. Damit hat Gassendi, glaube ich, den Punkt getroffen, an dem sich unser Geist am wenigsten unterscheidet. Ich nehme sogar an, dass er sich durch Nachahmung als der Geist herausbildet, der mindestens zwei Lebewesen gemeinsam ist. Dabei ist die Nachahmung oft ein Prozess, der uns in unmerklicher Art und Weise erfasst und mit sich reißt, wie Gabriel Tarde behauptet, wenn er den „sozialen Menschen als echten Somnambulen“ betrachtet.** Wenn ein Muster jeweils das ist, worin wir uns wiederholen, einander wie auch „sich selbst“, dann ist seine Kenntnis weniger eine Selbstverständlichkeit als eine Herausforderung. Um sich aus einem Stereotypen herauszubewegen, ihn zu benennen und kenntlich zu machen, brauchen wir oft den Irrtum, die unwissentliche Verfälschung, die uns ein Stück weit von uns selbst entfremdet.

Was mich in diesem letzten Absatz zum Beispiel stört, ist der etwas predigerhafte Ton, von dem ich nicht weiß, woher ich ihn habe. Oft jedenfalls ver falle ich einem Muster, ohne es zu bemerken, was nicht heißt, dass ich mich keiner Nachahmung schuldig mache. Als ich eines Abends mit einem Freund, der sich den Fuß verletzt hatte, unterwegs war, bemerkte ich beinahe zu spät, dass ich selber zu hinken begann. Was sage ich: ich hinkte genau wie er, und so fürchtete ich, meine unwillkürliche Nachahmung könnte missverstanden werden. Darum versuchte ich, die von seinem verletzten Fuß fälschlich abgeleitete Gangart meinerseits zu ändern – was nur mit spürbarem Widerstand gelang; ein beinahe widernatürliches Unterfangen.***

Malcom hat uns, kurz zusammengefasst, darauf aufmerksam gemacht, dass wir seinem Hund ein Denken zuschreiben, aber keine Gedanken. Würden wir sie ihm zuschreiben, so wäre das gleichbedeutend damit, dass wir ihm eine Sprache zuschreiben, die ihm

* Sie mögen nämlich *mich* nicht.

** Gabriel Tarde, *Die Gesetze der Nachahmung*. Frankfurt am Main 2009, 97.

*** Sollte ich sagen: wider die Natur eines gemeinsamen Geistes?

fehlt und die er – zugunsten des anticartesianischen Arguments – auch gar nicht haben sollte. Gedankenloses Denken ist kein innerer Monolog, haben wir gesagt, sondern die Ausführung oder Phrasierung eines Musters, in dem wir uns und unser Tun und Lassen selbst verstehen. Nicht immer sind wir uns dessen so bewusst wie bei der Beurteilung von Malcolms Hund. Mit seinem Hinterherjagen gibt er ein Beispiel ab für ein Jagdmuster, dem es oder das ihm nicht entspricht. Beides, der Vergleich, den wir anstellen, und die Ausführung, die der Hund anstellt, fällt in der für die Nachträglichkeit typischen Art und Weise auseinander, in der wir Gedanken bilden, aber nicht der Hund. Wie wir gesehen haben, spielt dieser Unterschied für unser eigenes gedankenloses Denken keine so große Rolle. Wie wir nach dem Denken einen entsprechenden Gedanken bilden, so löschen wir ihn nachträglich auch wieder aus, korrigieren ihn oder befinden ihn für falsch.

Malcolms Hund denkt, indem er eines der Handlungsmuster ausführt, die uns gemeinsam sind, aber er denkt, wie wir vom Fenster aus bemerkten, falsch. Die Ausführung wird mit dem Fehler zur Parodie, vergleichbar damit, dass Gassendis Hund eines Tages „daneben singt“ und somit die imitierte Fanfare verfälscht. Singt er falsch oder erfindet er eine neue Fanfare, eine Variation? Es ist kein Zufall, dass wir den Hund durch „ein Fenster“ beobachten, denn wir können ihn nicht fragen, was er macht. Nachdem er uns keinen Hinweis auf das Muster gibt, welches er imitiert, hängt der Fehler zweideutig in der Luft; er bleibt am Fenster hängen, durch das wir ihn beobachten. Seine Parodie ist daher zugleich die unsere, unfreiwillig auf beiden Seiten eines gemeinsamen Geistes, der sich täuscht und seinem Irrtum nicht auf die Spur kommt.

*

Wie ich sehe, sind noch ein paar leere Seiten übrig. Diese möchte ich nutzen, um die zweideutige Täuschungsart, für die ich einstweilen keinen anderen Namen habe als „Malcolms Hund“, gegen zwei andere Täuschungsmuster abzugrenzen: gegen „Schein und Sein“, in dem der Schein dem Sein entgegengesetzt ist (und so viel bedeutet wie Nicht-sein, Nichtwirklichkeit oder Fiktion); und gegen „Irren und Verirren“, ein Täuschungsmuster mit einer gewissen

Bandbreite, innerhalb der sich ein Irrtum als Verfehlung eines Ziels beschreiben lässt.

Für einen Vergleich dieser beiden Muster mit „Malcolms Hund“ zitiere ich eine Bemerkung Wittgensteins aus einer seiner Vorlesungen, die Malcolm gekannt haben dürfte: „Was uns ermöglicht, die Welt richtig zu beurteilen, ermöglicht uns auch, sie falsch zu beurteilen.“* Die Grundlage für eine Beurteilung der Welt, die richtig oder falsch ist, stellt Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* mit dem Begriff der Lebensform dar. Ohne so handliche und überschaubare Muster wie es die Jagd etwa ist, die Malcolms Hund im Garten exemplifiziert, wäre der Begriff der Lebensform wohl zu abstrakt, um mit ihm etwas anzufangen. Es ist tatsächlich wie beim Teppich. Um ihn von anderen unterscheiden und als diesen oder jenen identifizieren zu können, halten wir uns an seine Muster.** Nun haben wir gesehen, dass Malcolms Hund das Jagdmuster verfälscht, das wir im Blick haben. Verglichen damit halten wir es für falsch, die Eiche anzubellen, weshalb wir auch sagen: er bellt den *falschen* Baum an. Aber es ist, wie sich herausgestellt hat, zu bezweifeln, dass unser Muster auch das seine ist. In Anbetracht der Gartenszene müssen wir die Frage zulassen, ob uns das Muster der Jagd – ihr Geist – tatsächlich gemeinsam ist. Es könnte sein, dass wir Malcolms Hund ein Muster unterstellen, nach dem er gar nicht „handelt“, das heißt in dem Fall, dass er nicht, wie gedacht, der Katze hinterherjagt. Es könnte sich, wie es für unfreiwillige Parodien typisch ist, statt um ein verfälschtes Muster um ein anderes Muster handeln. Ist es ein anderes Jagdmuster oder eines, das die Jagd, so wie wir sie verstehen, schon hinter sich gelassen hat? Wir finden es womöglich heraus, wenn wir Malcolms Hund öfters beobachten.

Um auf den Unterschied zur Täuschungsart von „Irren und Verirren“ zurückzukommen, kann man sagen, dass eine Täuschung in der Art von Malcolms Hund eine gewisse Zweideutigkeit aufweist. Es kann sein, dass er sich täuscht oder dass wir uns täuschen, insofern, als die vermeintliche Jagd ein anderes Muster exemplifiziert oder auch etabliert. Damit würde sie einen anderen Maßstab erfordern, eine andere Grundlage der Beurteilung.

* Ludwig Wittgenstein, *Vorlesungen 1930–1935*. Frankfurt am Main 1989, 59.

** Die Metapher spießt sich bei der Frage, wie viele Lebewesen auf dem Teppich Platz haben, in dem ihre Muster eingewebt sind.

Als Beispiel dafür erinnere ich an den Witz, der, wie John Austin sagen würde, *ein Versager* ist, ein Reinfluss, wie ich ihn genannt habe. Dabei handelt es sich um einen der *Unglücksfälle*, „dank denen die Handlung, um derentwillen die Formel [das Muster] da ist, nicht zustande kommt“. Bei einer Täuschung nach der Art von „Irren und Verirren“ kommt die Handlung zustande, der Pfeil ist abgeschossen, das Ziel ist verfehlt. Trotz Verfehlung ist das Ziel im Auge zu behalten. Aber der misslungene Witz – könnte er nicht genauso nur eine andere Art von Witz sein, ein Anti-Witz? Zugegeben, das Muster gibt es schon, und ich bin hier weit davon entfernt, es neuerlich etablieren zu wollen.**

Worin unterscheidet sich „Malcolms Hund“ von „Schein und Sein“? Ein Fehler wäre hier absolut: Welt versus Scheinwelt; dort steht er zweideutig an der Kippe: ist es einer oder ist es keiner?

* John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. Stuttgart 1972, 58.

** Hier nehme ich an, dass der Witz erst dann zu einem Ende kommt, wenn ihn jemand komisch findet. Ansonsten bleibt er auf der Strecke. Die Unterscheidung zwischen dem Zustandekommen und dem Nicht-Zustandekommen einer Handlung ist kaum zu treffen, wenn man das Handlungsmuster nicht kennt, dem sie entsprechen sollte. Um ein Beispiel von G. E. M. Anscombe zu gebrauchen, das zur Allegorie praktischen Wissens geworden ist: Das Muster eines *Einkaufs nach Liste* führe ich zu Ende, auch wenn ich das Falsche heimtrage; was in der Tasche ist, entspricht nicht der Liste (das herbeigeführte Beispiel entspricht nicht dem gegebenen Muster, wie Austin sagt, oder wie John Searle missverständlich sagen würde, die Welt entspricht nicht der Sprache). Kehre ich mit leeren Taschen zurück, führe ich jenes Muster nicht zu Ende. *Kann ich das noch Einkaufen nennen?* („Irren und Verirren“: das Falsche gekauft; „Malcolms Hund“: nichts oder auch viel zu viel gekauft). Wäre das Muster in dem Fall nicht „Einkaufen nach Liste“ gewesen, sondern Bummeln oder „nur einmal Schnuppern“, dann hätte ich es auch ohne Einkauf zu Ende geführt, und zwar, wie ich hoffe, nicht einmal falsch.

Die „Liste“ als Allegorie praktischen Wissens bedeutet so viel wie: wissen, was man tut, ohne sich dabei „vom Fenster aus“ selbst zu beobachten. Nicht immer weiß man, was man tut. Oft gehe ich knapp gegen Mittag mit der Einkaufstasche aus dem Haus, ohne zu wissen, was ich mir schnell zum Essen kaufen soll – „ohne Liste“ also. Was ich dann heimtrage, darüber bin ich mir meist im Klaren, Mozzarella zum Beispiel, aber nur selten, ob ich es tatsächlich heimtragen wollte. Ich weiß es erst, wenn es zu spät ist: Ich mag doch keinen Mozzarella! Manchmal habe ich das Glück, es im Nachhinein auf einer imaginären „Liste“ einzutragen, so als hätte ich gekauft, was ich kaufen wollte.

Glaubte ich irrtümlich, dass es eine fiktive Figur wie Rumpelstilzchen wirklich gibt (oder gab), dann fehlt meinem Glauben das Muster, im Vergleich zu dem er sich als falsch erweisen würde. Das Muster von Rumpelstilzchen gibt nur Aufschluss darüber, was es ist (oder sein soll). In einer Täuschung in der Art von „Malcolms Hund“ würde ich es unterbrechen, zu einem falschen Ende oder über sein Ende hinaus weiterführen. Meine abweichende Phrasierung macht es fraglich, ob es sich um ein falsches oder ein anderes Rumpelstilzchen handelt, von dessen Existenz ich nach wie vor überzeugt bin. Dafür werde ich verlacht, während ich für die Modifikation des Musters bewundert werde. Die eine Täuschung verfälscht das gemeinsame Muster, die andere den Teppich, die Grundlage der Unterscheidung von „richtig und falsch“. Für den unmöglichen Vergleich von Rumpelstilzchen als nicht-wirkliche und wirkliche Figur bräuchte ich den ganzen Teppich als Muster, unter dem sich ein zweiter Teppich entrollt, den ich als zweites Muster bräuchte und so weiter.* Für den Vergleich von Rumpelstilzchen als grimmsche und als nicht-grimmsche Figur brauche ich nur *ein* Muster, neben dem sich, ohne den Teppich zu verlassen, ein zweites Muster entrollt.

Was hat es bei all dem mit dem gedankenlosen Denken auf sich? Malcolm hat es als Argument gegen den cartesianischen Geist eingesetzt. Eines der markantesten Beispiele für ein gedankenloses Denken stammt von Descartes selbst. Den Verirrten, die nur noch im Kreis gehen, gibt er den Rat, einfach nur geradeaus zu gehen.** Damit wird das verfehlte Ziel, der eine Gedanke, an dem die Verirrten vergeblich festhalten, ersatzlos gestrichen. Angeboten wird nicht ein anderes Ziel, ein anderer Gedanke, sondern ein Muster gedankenlosen Denkens. Dem methodisch bestimmten Geradeausgehen ist die Gedankenlosigkeit, die Auslöschung eines irreführenden Gedankens, gleichsam eingeschrieben. Das Ziel ist und bleibt dabei unbestimmt, wohingegen die Phrasierung, die Ausführung des Musters durch die Gerade, deren Richtung beliebig festzusetzen ist, per Definition bestimmt ist. Die Gerade führt jedenfalls aus dem Kreis heraus, wohin, das wissen wir nicht. Führt es wieder in die Irre, dann ist es wenigstens eine andere.

* Teppichlager: Mehrstufige Ontologie, „Neuer Realismus“?

** Die Belegstelle suche ich immer noch vergeblich (das Beispiel stammt vermutlich aus dem *Discours de la méthode*).

Auf Malcolms Hund übertragen läuft das darauf hinaus, den Gedanken, dass er der Katze hinterherjagt, zu löschen, um das Muster der Jagd, von dem wir dachten, es wäre uns gemeinsam, mit einem anderen zu ersetzen. Mit einem Spielmuster? Hoffentlich nicht.*

Die Nachträglichkeit und die mysteriöse Entsprechung von Gedanken und gedankenlosem Denken erfährt von hier aus gesehen eine lapidare Auflösung. Für ein letztes Beispiel brauchen wir zwei Personen, einen Zeichenstift und ein Blatt Papier. Die Person mit dem Zeichenstift ist die handelnde Person, die andere sieht ihr gleichsam von einem „offenen Fenster“ aus zu, das einen Austausch erlaubt. Die eine beginnt, etwas zu zeichnen, die andere sagt nach ein paar Strichen: „Katze“. Die handelnde Person, so nehmen wir an, wusste bereits, dass sie „im Begriff“ ist, eine Katze zu zeichnen. Aber sie scheint sich zu täuschen. Es wurde, sagen wir, ein Hund daraus. „Falsch“, sagt die andere, aber was an dem gezeichneten Hund ist wirklich so falsch? Die Frage hat Karriere gemacht: „Woher soll ich wissen, was ich zeichne, bevor ich es gezeichnet habe?“**

* „Er will nur spielen.“ Nicht, dass Malcolms Hund nicht auch spielen sollte. Ich hoffte nur, dass wir nicht nur dieses eine Muster zur Hand haben würden.

** Die Quellenlage dieser oftmals variierten Frage, dieses Klischees, das anfangs vielleicht nur eine freche Gegenfrage war, ist diffus. Anders gesagt, ich habe nicht wirklich recherchiert. Ich habe sie aus einem Aufsatz von Donald Davidson mit dem Titel *Wissen, was man denkt* – hier war es noch ein kleines Mädchen, das vermutlich auf die Frage, *was es sich denn dabei denke*, den Ball mit der Frage zurückgespielt hat: *woher soll ich wissen, was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?* Aus dem Mädchen, welches nach Edward Forsters wohlwollendem Spruch „das Zeug zur Dichterin“ hatte, ist scheinbar eine Schauspielerin geworden: Grethe Weiser will die Frage zuerst gestellt haben. Aber auch Winston Churchill hat sich dafür schon angemeldet. In der bildnerischen Variante, in der ich sie gebrauchte, wird sie dem Maler Robert Motherwell zugeschrieben. Nachdem die Frage in der einen oder andern Variante ganze Pinwände, Kühlschränke und Buchdeckel zierte, warte ich noch auf den Song: *Woher weiß ich, was ich singe, bevor ich es gesungen habe ...* Es passt zu allem und das macht nachdenklich. *Wobei* hat sich das Mädchen nichts gedacht? Bei dem, was es *gesagt* hat?

Vermutlich rannte es dem Sinn seiner Worte einfach nur hinterher, „mit Vollampf“, wie Malcolms Hund, eine „Dampfplauderin“, wie meine Großmutter gesagt hätte. Da ich schon dabei bin. Mit dem Dampf habe ich sie einmal schwer beleidigt, ohne es natürlich zu wollen. Zuvor hatte ich beim Essen schon recht oft die tradierte Wendung „eumolig guat“ gebraucht, ohne sie Wort für Wort zu verstehen. Das Wort „eumolig“ wurde sonst in keinem an-

Postskriptum: „eine lapidare Auflösung“

Das Problem gedankenlosen Denkens habe ich, wie ich mit etwas Abstand feststelle, vielleicht positioniert, aber nicht „aufgelöst“. Die Zweideutigkeit des Irrtums ist ein Merkmal dieses Denkens in dem Fall, dass ihm ein Fehler unterläuft. Die Sonnenblume wendet zum Beispiel ihr Haupt der Sonne zu. Täuscht sie sich, wenn sie es einer künstlichen Lichtquelle zuwendet? Denkt sie, eine Lampe wäre die Sonne? Oder täuschen wir uns, indem wir der Sonnenblume eine derartige Handlung zuschreiben? Wir wissen, was es heißt, in die Sonne zu schauen. Würde ich mich in derselben Weise täuschen – statt in die Sonne, schaue ich in eine Lampe –, dann gäbe es vielleicht einen Moment, in dem der Irrtum dieselbe Zweideutigkeit annimmt. Es wäre der Moment, in dem ich beinahe noch in dem Irrtum bin, den ich gerade erst bemerke. In diesem Intervall, in dem ich den Fehler als Fehler erkennen kann, hängt der Irrtum gleichfalls in der Luft: zwischen mir als Akteur und als Zuschauer meiner selbst. Die „Auflösung“ wäre dann möglicherweise „lapidar“ in dem Sinn, in dem ich mir den Fehler nicht als Zuschauer, sondern als Akteur selbst zuschreibe. Dabei distanzieren mich von dem Gedanken, dass ich in die Sonne geschaut habe. Stattdessen denke ich, dass ich in eine Lampe geschaut habe. Das habe ich getan, während ich zugleich fälschlicherweise dachte, in die Sonne zu schauen.

Für die Zuschreibung des Fehlers halte ich als „Zuschauer meiner selbst“ an dem gemeinsamen Muster – *in die Sonne schauen* – fest, das ich als Akteur auszuführen dachte. Dabei sehe ich darüber hinweg, dass ich nach demselben Muster auch in eine Lampe schauen hätte können. Oder vielmehr: ich hätte es nicht nur können, sondern habe es tatsächlich getan. Wie kann ich mir dann so sicher sein, dass ich mich getäuscht habe?

deren Zusammenhang verwendet, und so musste es mir auch ein Rätsel sein. Darum sagte ich eines Tages, es war, glaube ich, beim Essen der Palatschinken meiner Großmutter: „eumolig schlecht“. Was hatte ich getan!? Das, was jeder andere radikale Interpret eines ihm unbekannten, fremden Wortes auch getan hätte. Aber anstatt durch eine leichte Variation herauszufinden, was „eumolig“ wohl bedeuten könnte, hatte ich die Stimmung verdorben. Mit der Plauderei hat es diesmal abrupt ein Ende gefunden.